

Hermann Schmitz

Wozu philosophieren?

Verlag Karl Alber,
Freiburg – München 2018

Im Jahr 1969 erklärt Karl Löwith in einem Interview:

„Ich kann mir überhaupt keine Philosophie im eigentlichen Sinn vorstellen, die die Tendenz oder auch die faktische Möglichkeit haben könnte, in der Gesellschaft (...) unmittelbar effektiv zu sein. (...) Mittelbar kann sie sehr wohl wirken.“ („Wozu heute noch Philosophie?“ [Ein Spiegel-Gespräch mit Karl Löwith], *Der Spiegel* 43/1969, S. 209)

Das Gespräch, das sich der Frage nach dem „Wozu“ der Philosophie stellt, entstand in einer Zeit, in der das mittlerweile umfangreiche Schaffen eines anderen Denkers noch in den Anfängen stand: Nun wirft Hermann Schmitz mit seinem neuen Buch die Frage nach dem Sinn des Philosophierens nach mehr als 50 Jahren erneut auf.¹ Während Löwith zum Ende seines Schaffens der Philosophie zwar nicht den Sinn, wohl aber eine direkte gesellschaftsverändernde Wirkung abspricht, richtet sich Schmitz mit kritischer Stimme an die Gegenwart. Die Frage nach dem Philosophieren verweist dabei nicht nur auf ein bestimmtes Erkenntnisinteresse, das das eigene Vorhaben behauptet, sondern impliziert einen praktischen Anspruch an das Leben, auf das sich die theoretischen Überlegungen beziehen sollen. Mag der Titel seines Buches zunächst einen allgemein einführenden Charakter mit Bezug auf die Tätigkeit des Philosophierens nahelegen, handelt es sich vielmehr um die Verortung von Schmitz' eigener Philosophie in Abgrenzung zur Naturwissenschaft und Gegenwartsphilosophie.

Dabei sind die Ausarbeitungen unter besonderen Umständen entstanden, auf die der Autor im Vorwort verweist. Eingeschränkt durch eine Augenkrankheit, hat der mittlerweile 90jährige Kieler Emeritus den Text diktieren müssen, „wobei gewisse Wiederholungen unvermeidlich waren“ (S. 9). Die Einleitung und insgesamt neun Kapitel des Buches sind daher als voneinander unabhängige Aufsätze lesbar, deren Inhalt und Themenschwerpunkte sich allerdings teilweise stark überschneiden. Das Diktat macht sich darüber hinaus durch eine teils gedrängte Sprache im Vortragsstil und einen sparsamen Einsatz von Absätzen bemerkbar. Die auffälligen Wiederholungen, die

das ganze Buch durchziehen, haben jedoch einen „leitmotivischen Charakter“ (S. 9).

Zu diesen philosophischen Leitmotiven zählt Schmitz' Unterscheidung von subjektiven und objektiven Tatsachen, auf der ein Großteil der Überlegungen fußt (besonders in Kapitel 2, 3, 8). Der Autor versteht diese Tatsachen auch als zwei Quellen eines Zugangs zur „Bekanntheit mit mir selbst“ (S. 72). Während die „objektiven“ oder „neutralen Tatsachen“ jeder aussagen kann, der nur über genügend Informationen verfügt, können die „subjektiven Tatsachen“, unter denen Schmitz vor allem das affektive Betroffensein von Gefühlen versteht, nur von denjenigen ausgesagt werden, die auch tatsächlich betroffen sind (S. 12f.). Der Unterschied besteht in einem „tieferen Selbstbewusstsein“ der subjektiven Tatsachen, also den Tatsachen des „vollständig erlebten Lebens“, die über eine bloße Zuschreibung von objektiven Eigenschaften hinausgehen (S. 55, 59). Der Verkenning dieser Unterscheidung geht Schmitz auf zweierlei Weisen nach, um damit den Anspruch seiner Philosophie zu verdeutlichen:

Zum einen, indem er Kritik an den positivistischen Naturwissenschaften übt, der er unter anderem in Kapitel 1, 2 und 6 nachgeht. Demnach verfehlen diese Wissenschaften den „konkreten Menschen“ (S. 59) und verkürzen die Welt zugunsten einer Ausblendung einer wesentlichen Hälfte der Lebenserfahrung (S. 75), was auf einem Vorrang der objektiven Tatsachen beruht. Die Naturwissenschaft ist, so Schmitz, als „Vorhersagekunst“ zu verstehen, deren eigentliche Aufgabe in einer Risikoabschätzung angesichts ungewisser Erwartungen an die Umgebung besteht und mit deren Mittel sich der Mensch der Natur zu seinen Zwecken bemächtigt (S. 148, 150). Als Mittel zur Orientierung und Planung sei dies zwar für die Lebensfähigkeit des Menschen unerlässlich (S. 107), die damit einhergehende Prognosekraft gelte es jedoch nicht zu überschätzen, weil auch die allgemeinen Naturgesetze durch die Offenheit der Zukunft mit keiner absoluten Notwendigkeit immerwährende Geltung beanspruchen können (S. 106).

Die verkannte Unterscheidung der objektiven und subjektiven Tatsachen hatte nach Schmitz zum anderen in der Philosophiegeschichte maßgebliche Ursachen und Folgen, die er bereits in zwei Büchern analysierte und denen er in verkürzter Form im vierten Kapitel nachgeht (vgl. Hermann Schmitz, *Die entfremdete Subjektivität. Von Fichte zu Hegel, Bouvier,*

1

Hermann Schmitz schrieb erstmals ausführlich über die Aufgabe seiner Philosophie in: Schmitz, Hermann:

System der Philosophie. Bd. I: Die Gegenwart. Bonn Studienausgabe 2005 [1964], S. 15.

Bonn 1992; Hermann Schmitz, *Selbstdarstellung als Philosophie. Metamorphosen der entfremdeten Subjektivität*, Bouvier, Bonn 1995). Schmitz zieht damit – neben der Frage nach der Philosophie im ersten Band seines „Systems der Philosophie“ – einen weiteren Bogen vom Beginn seiner Schaffenszeit bis zu seinem gegenwärtigen Denken. Während er in seiner Antrittsvorlesung aus dem Jahr 1971 den Nihilismus noch als eine schicksalhafte, ergreifende Gefühlsmacht verstand (vgl. Hermann Schmitz, *Nihilismus als Schicksal?*, Bouvier, Bonn 1972, S. 9), ist er nun Folge einer „Krise des Selbstbewusstseins“ (S. 77), die auf der Missachtung der subjektiven Tatsachen beruht. Diese Entwicklung nimmt ihren exemplarischen Anfang mit Fichte und setzt sich über die Existenzphilosophie bis hin zur gegenwärtigen analytischen Philosophie fort, der Schmitz „Subjektfeindlichkeit“ vorwirft (S. 23). Die Folgen dieser Entwicklung will Schmitz auch in der gegenwärtigen gesellschaftlichen Lebensweise ausfindig machen, wenn der Mensch im „ironistischen Zeitalter“ (zur „ironistischen Verfehlung“ schrieb Schmitz bereits in: Hermann Schmitz, *Adolf Hitler in der Geschichte*, Bouvier, Bonn 1999, S. 64–70) durch die Technik mit seinen Standpunkten zu spielen lernt und somit einem Nihilismus nach dem Vorbild Max Stirners verfällt (S. 79f.).

Neben dem erstgenannten Leitmotiv widmet sich Schmitz in zwei weiteren Kapiteln seiner Mannigfaltigkeitslehre. Auf deren Grundlage möchte der Autor im fünften Kapitel den Realismus widerlegen, weil dieser missachte, dass die Welt nicht gänzlich unabhängig, sondern erst mit der Explikation des Menschen aus mannigfaltigen Situationen entstehe (S. 94, 99). Dabei muss klar sein, dass Schmitz einen Weltbegriff erarbeitet, der sich im hohen Maße von dem naturalistischen Weltverständnis unterscheidet, auf das der Realismus zurückgreift (S. 144). Im siebten Kapitel übt Schmitz Kritik am „Umgang der Menschen mit dem Mannigfaltigen in der Geschichte“ (S. 116). Er bemerkt den Verlust der „konfusen“ oder „chaotischen Mannigfaltigkeit“ zu Gunsten einer Vereinzelung der eigentlich diffusen Situation. Diese Verlustgeschichte erzählt der Autor in einem kurzen Abriss anhand der Pythagoreer über den Nominalismus im Mittelalter bis hin zur Neuzeit nach. Die damit einhergehende „Arithmetisierung der Welt“ gewährleistet zwar eine lebensweltliche Orientierung, begünstigt aber auch eine Bemächtigung der Welt, die nun nach beliebigen Zwecken geordnet und verändert werden kann, was den Verfall in den „Dynamismus“ und „Konstellationismus“ zur Folge hat (S. 123f.) (zum Konstellationismus schrieb

Schmitz ausführlich in: Hermann Schmitz, *Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie totaler Vernetzung*, Karl Alber Verlag, Freiburg – München 2005, S. 18–32).

Im ersten, vor allem aber im neunten und letzten Kapitel bekräftigt Schmitz abschließend auf Grundlage seiner Kritik den Anspruch seiner Philosophie. Es gelte, speziell das „Gebiet der Subjektivität und ihrer ontologischen Bedeutung“ herauszuarbeiten und zu berücksichtigen (S. 47). Aufgabe der Philosophie sei es, sich auf sein „Sichfinden in seiner Umgebung“ zu besinnen, um so die Bedeutung der subjektiven Tatsachen herauszuschälen, die von den Naturwissenschaften systematisch ausgeklammert werden (S. 59). Dagegen möchte Schmitz ein durchaus praktisches Interesse verfolgen, wenn seine Philosophie den Menschen ein harmonisches und ausgewogenes Verhältnis zu seiner Umwelt ermöglichen soll, indem sie zu einer Besinnung auf die Lebenserfahrung anregt, die sich gerade aus den subjektiven Tatsachen speist (S. 149).

Die „Verankerung des Lebenswillens in die Gegenwart“ macht Schmitz als praktischen Therapieversuch gegen die Missachtung der subjektiven Tatsachen und dem damit einhergehenden Nihilismus aus (S. 80), sie ist wohl aber auch als Imperativ für eine neue Lebensweise im Sinne eines ausgewogenen Verhältnisses mit der Umwelt zu verstehen. Einen konkreten, praktischen Vorschlag lässt Schmitz aber für dieses Verhältnis offen. Er sieht seinen Beitrag viel mehr in der Bereitstellung einer Sprache, die dem Menschen das begreifbar macht, was ihm widerfährt (S. 154). Dies ist vor allem vor dem Hintergrund des 56 Bücher umfassenden Werkes des Autors zu verstehen, dass sich der Erforschung des Leiblichen, der Atmosphären und der Situation verschreibt (S. 154). Damit liefert er eine Grundlage für die „Verankerung des Lebenswillens“ im Gegenwärtigen, sodass er – ganz wie es eingangs von Löwith formuliert wurde – versucht, mittelbar auf das Leben der Menschen einzuwirken.

Schmitz' Kritik an den Naturwissenschaften, die er in Abgrenzung zu seiner Philosophie formuliert, kann dabei aber nur bedingt greifen. Denn die Naturwissenschaften haben vordergründig weder das primäre Interesse oder gar Selbstverständnis, den Menschen in ein ausgewogenes Verhältnis zur Umwelt zu bringen, noch ist ihre Arbeit auf einen „Umgang mit dem Erwartbaren“ (S. 41) zu reduzieren. Schmitz schlägt abschließend einen erstaunlich versöhnlichen Ton gegenüber den Naturwissenschaften an: Zwar ist eine Vereinigung dieser mit der Philosophie nicht wünschenswert, wohl aber seien sie Verbün-

dete, wenn sie dem Menschen auf verschiedenen Wegen einen Umgang mit der Umwelt ermöglichen (S. 155f.). Das Buch gibt rückblickend zu verstehen, welche Motivation Schmitz zu seiner Philosophie veranlasst und welche Fehlentwicklungen er zu korrigieren versucht, wobei er nun auf ein ausgearbeitetes System zurückgreifen kann, das ihm zu Beginn seines Schaffens noch gar nicht zu Verfügung stand. Wer mit Schmitz' Philosophie

vertraut ist, darf dabei weniger auf neuartige Überlegungen hoffen, da er allein bereits Erarbeitetes unter dem Gesichtspunkt seines Philosophieverständnisses anders formuliert. Wohl aber ist das Buch als Einstieg in ein Werk zu lesen, dessen Essenz und Wirkkraft der Autor noch heute herauszustellen und voranzutreiben unermüdlich bemüht ist.

Jonas Puchta